

Theater

Ist es möglich, Mitgefühl mit dem Feind zu entwickeln?

4. Juni 2025, 17:06 Uhr | Lesezeit: 3 Min.



Diverses Ensemble in düsterer Zukunft: „Perzen“ von Chokri Ben Chikha.
(Foto: Kurt van der Elst)

Verstörend, dystopisch, aufregend: „Perzen“ bei den Wiener Festwochen vereint Israelis und Palästinenser auf der Bühne und verbindet kühn Aischylos mit der Lage in Nahost.

Von Wolfgang Kralicek

Anhören Merken Teilen Feedback Drucken

Sind die Begriffe „Genozid“ und „versuchter Genozid“ für das Vorgehen der israelischen Armee in Gaza zulässig? Oder ist schon ihr Gebrauch als propagandistisch und antisemitisch einzustufen? Diese großen Fragen wurden am vergangenen Woche bei den Wiener Festwochen diskutiert, beim ersten von zwei „Wiener Kongressen“. Am Ende der Debatte sollte eine vierköpfige Jury entscheiden – das Ergebnis war nicht eindeutig.

Unmittelbar danach war bei den Festwochen eine belgische Produktion zu Gast, in der in Zusammenhang mit Gaza immer wieder der Begriff „Genozid“ fällt, auch wenn das nicht alle im Ensemble richtig finden. In „Perzen“ unternimmt der tunesischstämmige flämische Regisseur Chokri Ben Chikha mit seiner Gruppe Action Zoo Humain den Versuch, die Aischylos-Tragödie „Die Perser“ – das älteste erhaltene Drama der Theatergeschichte – auf den Nahostkonflikt zu übertragen; Premiere war vor einem Jahr am NT Gent, der früheren Wirkungsstätte von Festwochenintendant Milo Rau.

Das Stück spielt im Jahr 2030, und das Zukunftsszenario wird einigermaßen dystopisch gezeichnet: Trump ist immer noch im Amt, Putin auch, Russland hat die Ukraine und große Teile Polens besetzt. Nach einem Nukleareinsatz ist nicht nur der Gazastreifen, sondern auch Israel zerstört; Benjamin Netanjahu lebt im Exil in Deutschland, der Staat Israel existiert nicht mehr, es gibt nur noch eine israelische Zone in einem Gebiet, das H.U.M.U.S. heißt. Das steht für „Human Unified State“ und ist wohl als eine Art Zweistaatenlösung zu interpretieren. Auch Belgien ist nicht mehr das, was es war, der wallonische Teil hat sich Frankreich angeschlossen. Ein flämisches Nationaltheater aber gibt es noch, und an der dazugehörigen Theaterschule hat der Abschlussjahrgang mit Chokri Ben Chikha das Stück „Perzen“ einstudiert. Weil der Regisseur aber suspendiert wurde, hat die Rektorin (Mareille Labohm) die Endregie übernommen.

Nahost-Konflikt

„Die Leute in Gaza erleben das Fürchterlichste, das man sich vorstellen kann“

Was ist Netanjahus Plan? Das versteht niemand mehr, sagt der israelische Schriftsteller Etgar Keret. Gelingt es Netanjahu vielleicht gerade deshalb, das Schlimmste aus seinem Land herauszukitzeln?



SZPlus Interview von Moritz Baumstieger



ANZEIGE



Anzeige
Der aerodynamischste Avant aller Zeiten

„Die Perser“ handelt von der vernichtenden Niederlage der Perser gegen die Griechen in der Schlacht bei Salamis – wobei Aischylos, der selbst an der Schlacht teilgenommen hatte, das Geschehen interessanterweise aus der persischen Perspektive schildert. Genau dieser Umstand ist der Ausgangspunkt von „Perzen“, dem Stück im Stück, das im Untertitel „Triomf van Empathie“ (Triumph der Empathie) heißt. Die zentrale Frage lautet: Inwiefern ist es möglich, Mitgefühl mit dem Feind zu entwickeln? Innerhalb des kleinen, diversen Ensembles sind die Lager relativ ausgeglichen besetzt. Auf der einen Seite stehen die israelfreundliche Rektorin, deren Eltern eine Zeit lang im Kibbuz lebten, und eine israelische Studentin (Liah Frank); auf der anderen eine Palästinenserin (Natalie Salsà), ein Marokkaner (Sofiane El Boukhari) und ein Senegalese (Moussa Ndiaye). Die Russin (Hellen Boyko) steht irgendwo dazwischen, sie versteht grundsätzlich nicht, warum in Europa andauernd über den Nahen Osten debattiert wird.

Das Stück, das die Studentinnen und Studenten als Abschlussarbeit erarbeitet haben, ist eine – sehr tanzlastige – Szenenfolge. Es beginnt mit einer Gruppenchoreografie zu lauten Technobeats, die dazu eingespielten Handyvideos zeigen, dass damit jenes Musikfestival gemeint ist, auf dem die Hamas am 7. Oktober 2023 ihr grauenhaftes Massaker verübte. Es folgt eine der wenigen Szenen, die direkt auf die antike Vorlage verweisen: Wir sehen den Perserkönig mit seinen Eltern, wobei der an seiner Hybris scheiternde Xerxes hier Netanjahu heißt; er sieht überall Nazis und mag seinen Hummus nicht essen.

Das nüchterne Ende: „Niemand wird das Töten beenden nur durch Liebe und Empathie.“

Wie schlüssig es ist, die Perser mit den Israelis gleichzusetzen, wird von den Studenten selbst immer wieder infrage gestellt. Der israelische Historiker Moshe Zimmermann, der via Video-Interview zu Wort kommt, kann der Analogie schon etwas abgewinnen. Überhaupt schreckt er vor kühnen Vergleichen nicht zurück: Die Kindererziehung der Siedler im Westjordanland erinnert ihn an die nationalsozialistische Indoktrination in der Hitlerjugend. „Ist das antisemitisch, jüdischer Selbsthass?“, spricht die Rektorin laut aus, was sich im Publikum viele denken.

ANZEIGE

Genau auf solche heiklen Fragen hat die Inszenierung es angelegt, weshalb die Aufführung selbst von manchen Kritikern als zumindest latent antisemitisch oder jedenfalls „befremdlich“ bezeichnet wurde.

Wissenschaft unter Donald Trump

„Harvard wird nie wieder so sein, wie es war“

Harvard-Historiker Derek Penslar war an einem internen Bericht beteiligt, der diverse antisemitische Vorfälle dokumentiert. Ist an Trumps Vorwürfen also doch etwas dran? Ein Gespräch über eine Universität im Ausnahmezustand.



SZPlus Interview von Boris Herrmann



Besonders heikel ist, gegen Ende des 85-minütigen Abends, eine Szene im Warschauer Ghetto: Eine jüdische Mutter und ihre Tochter werden von zwei Nazi-Schergen bedrängt – ehe die Situation kippt und aus dem Ghetto das zerbombte Gaza wird. Darf man den Krieg in Gaza mit dem Holocaust gleichsetzen? Nein, darf man natürlich nicht. Ist es vorstellbar, dass das in einem Theaterprojekt wie dem passiert, von dem „Perzen“ handelt? Ja, ist es. Trotzdem handelt es sich zweifellos um den strittigsten Punkt der Inszenierung. Dem gegenüber steht eine Szene, in der die israelische Schauspielerin sich an Familientreffen ihrer Kindheit erinnert und ein sentimentales Militärlied anstimmt, das sie damals immer so gern gesungen hat. Sie habe erst viel später erfahren, sagt sie dann, dass das Haus, in dem sie immer gefeiert haben, jemand anderem weggenommen worden war. „Ich schäme mich dafür, dass ich nie gefragt habe.“

Von einem „Triumph der Empathie“ kann an diesem Abend letztlich keine Rede sein. „Niemand wird das Töten beenden nur durch Liebe und Empathie“, heißt es am Ende nüchtern. Insgesamt bleibt die Situation durchaus unversöhnt. Hoffnung machen nur die innigen Umarmungen der Schauspielerinnen und Schauspieler beim Schlussapplaus.

SZ - Rechte am Artikel können Sie [hier](#) erwerben.

Teilen Feedback Drucken

Zur SZ-Startseite